

Siegerer
Papiere zur
Aneignung
Sprachlicher
Strukturformen

Clemens Knobloch
Wie man „den Konjunktiv“ erwirbt.

Heft 2 / 1998

© Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte liegen bei den Autoren.
Auch unverlangt eingesandte Manuskripte werden sorgfältig geprüft.
Manuskripte bitte an die Herausgeber:

Universität-GH-Siegen
Fachbereich 3
Schriftenreihe „SPASS“
Adolf-Reichwein-Str.
57076 Siegen

Herausgeber: Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappest, Clemens Knobloch
Vertrieb: Siegener Institut für Sprachen im Beruf, Tel.: 0271/740-2349
Druck: Zentrale Vervielfältigungsstelle der Universität-GH-Siegen

ISSN 1435-4411
Universität-GH-Siegen 1998

03 = ZZK 16209

- DCW -

- DCZ -



G 98/2215

Clemens Knobloch

Wie man "den Konjunktiv" erwirbt

"One has not accounted for a remark by paraphrasing 'what it means'"
(B.F. Skinner)

"... und wie die Eigenschaften des Dings bei einer Übertragung dem Namen folgen wie der Besitz dem Besitzer" (L.S. Wygotski)

Untersucht wird das kollektive Symbol- und Fiktionsspiel im Vorschulalter als ein lern- und generalisierungsrelevanter pragmatischer Kontext für die funktionale Dimension der Modalisierung. Ausgehend von der Beobachtung, daß die /hätten, wäre, würde/ - Formen im vorschulischen Fiktionsspiel eine (so nicht wiederkehrende) "Hochkonjunktur" haben, wird argumentiert, daß die fragliche Konstellation als Lernmatrix einen idealen "Einstieg" in die grammatikalisierende Recodierung und Re-Repräsentation modaler Äußerungswerte abgibt.

Gliederung:

1. Zum Auftakt
2. Die pragmatische Konstellation des Symbol- und Fiktionsspiels
3. Die kognitive Konstellation des Symbol- und Fiktionsspiels
4. Vorstellung des Materials
5. Die Mikrodomäne der "Modalisierung von Propositionen"
6. Einstieg, synchronische Variation, Grammatikalisierung
7. Integrität und Extraktion
8. Grammatikalisierung "von oben" und "von unten"
9. Schlußfolgerungen

1. Zum Auftakt

Am Anfang steht eine altherwürdige Beobachtung, fast ein psychologischer Gemeinplatz. Sie handelt von der außerordentlichen Bedeutung des Symbol- und Fiktionsspiels für die wachsende Sprach- und Kommunikationsfähigkeit des Kindes im Vorschulalter (vgl. Piaget 1975, Wygotski 1980, Bateson 1981, Auwärter 1983, Pellegrini 1985, Andresen 1995). Das besondere Gewicht und die außerordentliche Produktivität dieser Aktivitätsform sind immer wieder herausgestellt worden.

Für Piaget (1975) indiziert das Symbol- und Fiktionsspiel einen entscheidenden Fortschritt in der Fähigkeit, Objekte in einer Situation wachzurufen, nachzuahmen und zu repräsentieren, obwohl im perzeptiven Orientierungsraum "eigentlich" nur andere Objekte verfügbar sind.

"Im Spiel [worunter das Fiktionsspiel des Vorschulalters zu verstehen ist; CK] lernt das Kind, in der erkannten und nicht in der sichtbaren Situation zu handeln", schreibt Wygotski (1980:450).¹ Das Spiel etabliert eine scharfe Disjunktion zwischen Gesichtsfeld und Bedeutungsfeld. Das Kind "sieht" die reale Situation mit ihren Akteuren und Requisiten, handelt aber mit Bezug auf ein repräsentiertes inneres Schema. Und wenn das Spiel nicht solitär und "egozentrisch", sondern in Gesellschaft gespielt werden soll, dann erfordert es explizite sprachliche Anweisungen, die den "realen" Rollen und Requisiten fallweise Spielwerte zuteilen, an denen sich dann auch die anderen orientieren können.²

/Das wäre jetzt wohl unser Haus, und du wärst die Mutter/

Gegenstand und Bedeutung werden auseinandergerissen, die Requisiten der Situation transformiert in provisorische und rasch wechselnde Außenstützen für die Disjunktion und Verselbständigung der Bedeutungen oder Repräsentationen.

Bateson (1981:241ff) sieht Spiele als Aktivitäten, die ein hoch paradoxes Bezugssystem (frame) etablieren. Die Kommunikationen des Spiels sind "unwahr", nicht eigentlich "gemeint", und das mit den Signalen Bezeichnete existiert nicht in der Situation. Für gewöhnlich orientieren wir uns in einem Territorium vermittels unserer repräsentierten "Karte". Das Spiel hilft uns dabei, das Verhältnis von "Karte" und "Territorium" zu entdecken und zu entautomatisieren. Denn im Spiel wird von der "Karte" her gehandelt, und das Territorium illustriert nur, was unsere "Karte" enthält. Die Orientierungssuggestionen des "Territoriums" müssen zum bloßen *Grund* heruntergespielt und die Orientierungssuggestionen der "Karte" zur eigentlich prägnanten *Figur* erhoben werden.

Diese drei accounts gelten uns als Formulierungsvarianten der nämlichen Einsicht, daß nämlich das Handeln von selbstgesetzten und schemagesteuerten Orientierungsdaten her einen Wendepunkt in der Repräsentationsfähigkeit des Kindes markiert. Solch ein gewichtiger Umschwung in der repräsentationalen Aktivität ergreift naturgemäß auch die Sprache. Und es ist in der Tat vielfach

¹ Hier ist "erkannt" gewiß ein Übersetzungsfehler; gemeint ist die durch Definition gesetzte, definierte, durch ein mentales skript gesteuerte Situation. Wenige Zeilen später folgt in einem ganz ähnlichen Zusammenhang die bei weitem passendere Formulierung von der "gedachten Situation".

² "Kleinkinder sind nicht imstande, zwischen Bedeutungs- und Gesichtsfeld zu differenzieren", schreibt Wygotski (1980:452). Für sie verschränkt sich die Rede mit dem gegebenen Orientierungsraum zu einem Gefüge, dessen "äußere" und "innere" Elemente voneinander nicht getrennt werden können. Wygotski nennt das Experiment mit dem Zweijährigen, der (auf die sitzende Tanja blickend) sagen soll: "Tanja geht", den Satz aber immer abwandelt und statt dessen sagt: "Tanja sitzt".

argumentiert worden, Symbol- und Fiktionsspiel seien entscheidende Etappen in der Evolution dekontextualisierter und quasi-textueller Formen des Sprechens. Pellegrini (1985) vergleicht die im Spiel ausagierten Alltagsskripts mit den ebenfalls dekontextualisierten Bausteinen der kindlichen Narration, die ja immer das Beherrschen alltagsweltlicher Schemata in ihrer Normalform als Hintergrund voraussetzen.

Sie werden sich inzwischen fragen, was all diese Dinge mit dem "Erwerb des Konjunktivs" zu tun haben. Aber ich muß Ihre Geduld noch einen Augenblick auf die Probe stellen.

2. Die pragmatische Konstellation des Symbol- und Fiktionsspiels

In scheinbarem Gegensatz zu den eben skizzierten Befunden stehen Auwärters (1983) Untersuchungen zu den hochkomplexen sprachlichen Kontextualisierungsprozeduren, die das gemeinsame Fiktionsspiel hervorbringt und stabilisiert. In solchen Spielen, so Auwärter (1983), sprechen die Kinder in drei verschiedenen Bezugssystemen, und sie stehen ständig vor der Ordnungsaufgabe, einander zu signalisieren, in welchem Bezugssystem eine Äußerung bündig werden soll. Die drei Bezugssysteme sind:

- (a) die Ebene der Alltagsrealität, in der Personen und Requisiten sind, was sie sind;
- (b) die Ebene der Instruktion, in der den Personen und Requisiten Spielwerte zugeteilt werden;
- (c) die Fiktionsebene des Spiels selbst.

Die Äußerung: /Aua, du hast mich in echt wehgetan!/ signalisiert mit der spieltypischen Wendung /in echt/, daß der Schmerz nicht als Bestandteil der Spielhandlung gelten soll. Er wird der Ebene (a) zugewiesen. Typische Formate für Instruktionshandlungen der Ebene (b), auf der fallweise und tentativ Spielwerte erteilt werden, haben das Format: /Also das wäre jetzt wohl.../ oder /du wärst jetzt die Mutter/. Auf der Ebene der vollständig inszenierten Fiktion (c) befinden wir uns, wenn sich die Kinder in ihren fiktiven Identitäten anreden und auf alle Requisiten nur in ihrer symbolisch transformierten Bedeutung Bezug nehmen. An diesen Äußerungen haftet der Spielcharakter in der Hauptsache, sie übertreiben und karikieren oft die Rollen des inszenierten Skripts, sie werden in verstellter Stimme getan etc.:

/Mutter, unser Kind ist krank, wir müssen den Arzt holen!/
 Zu erinnern ist weiterhin, daß zwar auch das "einsame" Symbol- und Fiktionsspiel als sprachlich begleitet ist, aber nur das soziale Spiel

In der Realität dieser Spiele - das belegen Auwärters (1983) Dokumente ebenso schlüssig wie jeder genaue Blick in ein Kinderzimmer - wechseln die Bezugssysteme der Äußerungen ständig, manchmal mitten im Satz, ohne daß das zu ernsthaften Ordnungsproblemen führt. Auch "in" der Fiktion persistiert sowohl die Notwendigkeit, durch ad-hoc-Instruktionen den Fortgang der Handlung zu spezifizieren:

/Jetzt wär der Arzt gekommen/ usw.

als auch die Notwendigkeit, in der Alltagsrealität zu handeln:

/Ich spiel nicht mehr mit/ usw.

Und wer eine solche Szene verschriftet, der wird rasch lernen zu bewundern, mit welcher Souveränität die Kinder auf engstem Raum (bildlich gesprochen) von turn zu turn (und auch

innerhalb ein und desselben turn) das Bezugssystem umschalten. Auch sprachliche Verschränkungen von Fiktion und Alltagsrealität kommen vor, so in Auwärter (1983:84) Material der Fall des Mädchens, das "in echt" nicht mehr mitspielen wollte, weil es im Spiel der Fuchs gebissen hatte, was bei den Mitspielern gleich mehrfach die Nachfrage: /In echt?/ auslöst.³

Auwärter's Interesse liegt auf den Kontextualisierungspraxen der Kinder und auf den Signalen, die sie für einander produzieren, um die fallweise Zuordnung von Äußerungen zu einer der drei Ebenen zu steuern. Unser spezielles Interesse - Sie ahnen es schon - liegt in der Instruktionsebene (b), denn in dieser Ebene produzieren die Kinder in signifikanter Häufung (und oft erstmals) Formen, welche aus der Sicht der Erwachsenengrammatik als "Konjunktiv II", als dessen periphrastische Abart, als /hätte-würde-wäre/-Formen, als Konditional oder auch als Grenz- und Übergangsfälle zwischen Modalverben und Konjunktiv beschrieben werden.⁴

Darauf kommen wir gleich zurück. Einstweilen sei noch festgehalten, was Auwärter (1983:84f) über die sprachlichen Merkmale der Äußerungen notiert, die es den Kindern erlauben, sie sicher und weitgehend störungsfrei auf eine der Ebenen (a) bis (c) zu projizieren. Die sind nämlich alles andere als sortenrein. Es handelt sich vielmehr durchweg um Merkmale, die dem Grammatiker als schmutzig und unsauber vorkommen müssen. Das Signalement hängt nämlich grundsätzlich an Clustern, an Bündeln von Merkmalen, an denen jeweils bis zu vier Gebiete beteiligt sind:

- Stilmerkmale (Register, Formeln, Routinen, Anredeformen etc.)
- morphosyntaktische Merkmale (spezielle Modus- und Tempusformen)
- prosodische Merkmale (Stimmelage, Artikulation etc.)
- Transformation referentieller Bezugssysteme (ostensive Bezeichnung bzw. Behandlung von Objekten, Requisiten, Personen im Feld).

Dieser hochgradig synkretische Charakter der Ebenenmarkierung ist wichtig für unsere Argumentation. Er schließt die gleichermaßen simplistische und suggestive These von vornherein aus, es seien die /würde-hätte-wäre/-Formen semiotisch sauber und eins zu eins an die transformatorischen Äußerungen der Ebene (b) geknüpft. Das Gegenteil ist, wie gleich zu zeigen sein wird, der Fall. Weder haben diese Formen ein Monopol auf die Ebenenkennung in der Instruktionsebene noch kann man behaupten, daß sie nur dort vorkämen. Über- und Mehrfachcodierungen sind vielmehr gerade an den Übergangsstellen zwischen den Ebenen die Regel (vgl. Andresen 1995:37 und die dort zitierte Literatur). Zu erinnern ist weiterhin, daß zwar auch das "einsame" Symbol- und Fiktionsspiel oft sprachlich begleitet ist, aber nur das sozialisierte die (zunächst explizite) Kokonstruktion der drei Ebenen (und damit die explizite Instruktion der Mitspieler) verlangt.

Aufschlußreich ist weiterhin das Entwicklungsschicksal der drei Bezugssysteme im kindlichen Spiel. Auwärter (1983) notiert (in Übereinstimmung mit anderen verfügbaren Daten) folgende Punkte:

- mit zunehmendem Alter der spielenden Kinder treten die Ebenen (a) und (b) zurück;
- die Sozialisierung des Spiels nimmt zu (Tendenz: vom Skript zur Regel);

³ Solche Verschränkungen sind gar nicht selten. Manchmal erfordert die Regie geradezu Äußerungen, die in mehreren Ebenen spielen. So hat das Rigol-Korpus das Beispiel: /Heij du darfst nicht einkaufen du wärst doch mein Kind/. Wir kommen darauf zurück.

⁴ Vom "Konditional" sprechen Buscha & Zoch (1984) allein mit Bezug auf die /würde/ + Infinitiv-Bildungen, fassen diese dann aber mit ihrem flexivischen Pendant wieder zum Konj. II zusammen.

- die jüngsten Kinder (2 bis 3 Jahre) melden in erster Linie Rollenwünsche an (/Ich bin die Mutter/);
- im Alter von 4 bis 6 Jahren dagegen bilden die Instruktionshandlungen der Ebene (b) quantitativ den Schwerpunkt des Geschehens (bis zu 44%);
- je älter die Kinder, desto eher generieren sie die Spielfiktion aus den Präsuppositionen des Sprechens und Handelns, also implizit (sie sagen dann nicht mehr: /Du wärst jetzt auch ein Schüler/, sie behandeln den Mitspieler einfach so);
- die Requisiten werden abstrakter, ihre Stützfunktion verliert an Bedeutung.

Im Ergebnis zeigt die Instruktionsebene (b), diachron und quantitativ betrachtet, einen umgedreht U-förmigen Verlauf: Die kleinsten Teilnehmer reklamieren in erster Linie Rollen für sich, die größeren handeln einfach im Bezugssystem der Fiktion, das aber kaum noch durch explizite Instruktionen aufgebaut werden muß. Für die Vorschulkinder zwischen diesen beiden Polen markiert die Ebene (b) einen deutlichen Schwerpunkt des Geschehens.

Während das soziologische Interesse am Symbol- und Fiktionsspiel dieses als eine höchst komplexe, nur kollektiv zu bewältigende Ordnungsaufgabe versteht, betrachten wir die Ordnung dieses Spieltyps als eine spezifische Lernmatrix, in der zum ersten Male systematisch Codierungsbedürfnisse auftauchen, die später in ein grammatisches Optionensystem hinein recodiert werden: in das der sog. "epistemischen Modalisierung".

3. Die kognitive Konstellation des Symbol- und Fiktionsspiels

Da "kognitiv" ohne weitere Präzisierung so gut wie alles sein kann, wollen wir hier darunter (Scheerer 1993 folgend) ausschließlich die Ebenen, Formate und Techniken der mentalen Repräsentation verstehen, von denen wir lediglich indirekte Evidenz im Verhalten der Individuen haben und über die daher nur mit mehr oder weniger guten Gründen spekuliert werden kann.

Eine Reihe von Prämissen übernehmen wir, ohne sie weiter zu begründen:

1. Die weitgehend regelkonforme Beherrschung einer sprachlichen Domäne setzt die innere Repräsentation dieser Regeln nicht voraus, sie beruht weithin auf eher "konnektionistischen" Komplexen, in denen (begrenzt rekombinierbare) Formulierungsroutinen und Problemtypen zusammengeschlossen sind.
2. Dynamisiert werden die Repräsentationen im Spracherwerb u.a. durch den Umstand, daß sie selbst Objekte der Aufmerksamkeit, der Ausgliederung und der Recodierung in höheren Repräsentationsebenen werden können (Karmiloff-Smith 1992).
3. Die Steuerung des Sprechens wird durch Reanalyse und Re-Präsentation der beherrschten Routinen zusehends "verinnerlicht", ohne daß dabei die Verfügung über "primär" automatisierte Routinen verlorenginge.

In diesem Sinne betrachten wir das Symbol- und Fiktionsspiel selbst als Indikator und Faktor dafür, daß eine Re-Repräsentation der außengesteuerten Nenn- und Bezeichnungsleistung des Wortes stattgefunden hat. Das Spiel steht "zwischen der reinen Situationsgebundenheit und dem von der realen Situation losgelösten Denken" (Wygotski 1980:455). In ihm operiert das Kind erstmals mit Wortbedeutungen, nicht mit Objekt-Bezeichnung-Komplexen. Die Fähigkeit, an sozialen Symbol- und Fiktionsspielen teilzunehmen, markiert ein Stadium der Organisation des Sprechens, in

welchem die Eigenwerte sprachlicher Zeichen ein relatives Übergewicht gegen die einfachen Gegebenheiten des perzeptiven Aktions- und Orientierungsraumes erlangt haben.

Die mehr oder weniger ausgedehnte Phase des Symbol- und Fiktionsspiels ist gegenüber dem situationsgebundenen und dominant außengesteuerten Redemodus der frühen Spracherwerbsphase dadurch gekennzeichnet, daß eine neue Ebene der Re-Repräsentation des "Wortes"⁵ (Karmiloff-Smith 1992:22 sowie Kap. 5) verfügbar und in relativem Gleichgewicht mit den primären Situationsroutinen ist. Die außengesteuerten, an der Strippe lokal verfügbarer Referenz- und Handlungsbezüge laufenden Routinen werden von den nunmehr "intern" repräsentierten Schemata her unterbrochen und neu arrangiert. Die spieltypische Modalisierung (oder "Fiktionalisierung") der laufenden Bezüge bildet eine Art von Scharnier zwischen den beiden nunmehr getrennt adressierbaren Ebenen von lokaler Referenz und interner Repräsentation. "Bedeutung" löst sich damit aus der festen Verklammerung mit den jew. "Gegebenheiten". Ihre eigenständige Verfügbarkeit zeigt sich darin, daß sie "in Szene gesetzt" werden kann.⁶ Ohne Re-Repräsentation der jew. inszenierten Schemaelemente ist es unmöglich, beide Bezugssysteme, das der perzeptiven Situation und das der fiktiven Spielsituation, gleichzeitig präsent zu halten und zwischen ihnen sprachlich hin und zu vermitteln.

Wir vermuten vorerst, daß es auf dieser Ebene zwar relativ leicht gelingt, Einheiten zu segmentieren und zu rekombinieren, die insofern "gut" und prägnant sind, als sie mit handfesten Kookkurrenzen schon in der ersten Ebene der situierten Routinen zusammenhängen: Referenten, Rollen, Handlungsschemata - einschließlich der Schemata, die für das Spiel selbst stehen.

4. Vorstellung des Materials

Der Vermutung, es könne einen Zusammenhang zwischen expliziten sprachlichen Modalisierungsroutinen und dem kindlichen Symbolspiel geben, bin ich von zwei Seiten nachgegangen. Einmal habe ich, von der pragmatischen Seite ausgehend, eine große Zahl von Spiel-Äußerungen durchgemustert, die eindeutig der Definition und Vereinbarung fiktiver Spielwerte dienen (und ergo zur Instruktionsebene (b) gehören). Erhoben wurden die sprachlichen Formate und Formulierungen (zusammen mit den näheren Umständen ihrer Äußerung), mit denen solche Akte markiert werden.

Der zweite und formbasierte Zugriff (in erster Linie anhand des Rigol-Korpus) sollte im Gegenzug alle Konjunktiv II - Verwendungen untersuchen und beschreiben, die in einer größeren Menge von Spracherwerbsdokumenten zwischen dem 3. und dem 7. Lebensjahr auftreten.

Erwartungsgemäß gibt es zwischen beiden Datenmengen weder vollständige noch weitgehende Überlappung. Eine grammatische Form, die, und sei es temporär, in ein und derselben pragmatischen Funktion gebunden wäre, wäre ein anachronistisches Umding. Denn Grammatikalisierung bedeutet ja auch in der Erwerbsperspektive Depragmatisierung und Desementisierung, bedeutet die flexible Vereinbarkeit eines Formparadigmas aus mehreren, obligatorisch zu spezifizierenden Optionen mit einer Vielfalt von Zusammenhängen. Die hier

⁵. Ich setze "Wort" in Anführungszeichen, weil ich damit keine linguistische Struktureinheit, sondern eben nur ein ausgegliedertes und re-repräsentiertes Äußerungsformat meine.

⁶. Daß es sich hier wahrhaftig um ein neues und voraussetzungsreiches Niveau nicht nur des Sprechens, sondern des ganzen sozial-kognitiven Verhaltens handelt, bestätigt die Beobachtung, daß der Versuch, kleinere Kinder in solche Symbol- und Fiktionsspiele einzubeziehen, bei diesen oft in tränenreicher Abwehr endet: /Ich bin nicht das Baby, ich bin der Simon!/.

einschlägige Mikrodimension des Sprechens wollen wir als "Modalisierung" bezeichnen, den Konj. II als eine (mäßig grammatikalisierte) Option innerhalb dieser Dimension.

Eine wirklich *gehäufte* Verwendung des Konj. II findet man im Material jedoch nur im Kontext der Instruktionsebene (b) im sozialisierten Symbol- und Fiktionsspiel. Demgegenüber wirken die übrigen Konj. II - Belege isoliert und vereinzelt. Man darf durchaus vermuten, daß der pragmatische Kontext des Symbolspiels die Notwendigkeit hervortreibt, Äußerungen differenziert zu modalisieren. Neben den /hätte, wäre, würde/-Formen findet man freilich ebenso oft andere sprachliche Modalisierungssignale, z.B. Modalverben wie /wollen, sollen, müssen/, z.B.:

/So, jetzt *mußt* du mir erst mal die Haare kämmen, wenn ich bitten würde/ [NB]

/Bei mir *sollst* du das nicht machen/ (beide Belege aus Andresen 1995:62f)

/Gell, jetzt *sollt'* die Großmutter nimmer da sein? Soll ich's andere nehmen?/ - /Nein, du *mußt* die Großmutter nehmen/ (Auwärter 1983:82)

"Mikropragmatisch" ist der Gebrauch von Modalverben eher verbunden mit direkten Handlungsanweisungen darüber, wie Rolle und Skript an einer bestimmten Spielstelle von bestimmten Akteuren ausgefüllt werden sollen. Sie sind modal im "deontischen" oder nicht-epistemischen Sinne.

Auffallend ist weiterhin, wenn man die Instruktionsebene betrachtet, daß namentlich "erfahrene" und ältere Spieler auf sprachliche Modalisierungen ganz verzichten können. Die Rollenfestlegung z.B. erfolgt dann oft einfach indikativisch:

/Nein, er ist krank/ - /Nein, ich bin der Arzt/ - /Ich will nicht krank sein. Wer bist du?/ (Andresen 1995:57)

Gelegentlich findet man auch Indikativ und Modalverb im Wechsel:

/Nun..nun ist einer der Äezte auch krank geworden/...

/Das ist gut! Nun soll Jonatan krank sein/

Festzuhalten ist also unbedingt, daß es im Kontext des Symbolspiels keine zwingende Notwendigkeit für den Konj. II gibt. Die modalisierte Festlegung von Rollen und Requisiten erfolgt mit Hilfe komplexer, über die Situation verteilter Indikatoren, und der Konj. II ist nur ein Baustein unter vielen.

Schließlich dürfte niemandem entgangen sein, daß es eine Reihe von spieltypischen modalisierenden Wendungen wie /in echt, im Spiel/ Adverbien und Partikeln wie /wohl, jetzt, gerade, eben/ gibt, die zwischen modalisierenden und (in der Szene) lokalisierenden Signalwerten changieren.

Der mikropragmatische Schwerpunkt der /hätte, wäre, würde/-Formeln scheint demgegenüber eher da zu liegen, wo entweder eine stattgehabte Spielhandlung auf der fingierten Ebene inferentiell "begründet" werden soll oder aber der Fortgang der Skript-Handlung durch fiktive "Tatsachen" inferentiell befördert und orientiert wird. Das läßt sich ohne den jew. Handlungskontext nicht restfrei plausibilisieren, aber vielleicht doch näherungsweise. Die folgende Belegliste stammt aus einer einzigen Spielsequenz aus dem Rigol-Korpus (Lara, 5;7):

/Sie wärn Freunde gewesen; meine hätte nämlich ganz viele Kleider; Deine hätte schon auf meine Kleine gewartet; Die wärn jetzt hinten in den Stall geritten, das hätte niemand gesehen; Du mußtse anrufen, sie wär grad am ausziehn [NB];⁷ Niemand wär dran, weil alle böse auf sie wärn; Jetzt hätte meine angerufen und hätte gesagt "Ich komm gleich"; Jetzt hätt's geklingelt; etc./

Die Formen des Konj. II haben in dieser Verwendung einen eigentümlichen Zwischenstatus. Sie markieren nicht nur, daß eine "Feststellung" in die Ebene (b), in die Ausarbeitung der Spielfiktion, gehört, sondern sie begründen gleichzeitig auch inferentielle Zusammenhänge mit der laufenden Spielhandlung. Sie treiben diese Spielhandlung weiter, indem sie da Inferenzbasen plazieren, wo das repräsentierte Skript den Fortgang der Spielhandlung alleine nicht hinreichend spezifiziert.⁸ Nimmt man die herkömmliche Einteilung der Modalverbverwendungen in "epistemisch" und "deontisch" zum Ausgangspunkt, so gehören diese Äußerungen eigentlich in beide Rubriken. Oder besser gesagt: sie liegen in einer Ebene, in der die Sprechereinstellung zur Faktizität der Aussage ("epistemisch") und die Spezifizierung des Handelns ("deontisch") eine undifferenzierte Einheit bilden. Der Sprecher markiert in einem die Faktizität als fiktiv, als der Spielebene angehörig, und spezifiziert einen Fortgang der (Spiel-)Handlung.

Es ist ja ein epistemisches Vor-Urteil der grammatischen Beschreibungstradition, daß die Geltung der Proposition, die Abschattung ihres Darstellungswertes, als Grund- und Hauptsache der Modusoptionen zu gelten habe. Tatsächlich braucht aber in der vorliegenden Situation die Faktizität der Propositionen durchaus nicht extra markiert zu werden. Ihre Nichtfaktizität ist offensichtlich. Sie ist gewissermaßen die Geschäftsgrundlage des Spielgeschehens. Tatsächlich markiert der Konj. II die Propositionen als "framing"-Aktivitäten, als Bezugssysteme für die Interpretation anderer, gewissermaßen "benachbarter" Handlungen. "Framing"-Äußerungen komplettieren eine Situation so, daß in den definierten Rollen und Requisiten schlüssig weitergehandelt werden kann. Das Konditionalgefüge ist der grammatische Erbe dieser pragmatischen Konstellation (s.u.).

Das epistemische Vor-Urteil der Grammatik hat indessen noch einen Zwillingenbruder. Es handelt sich um das (Symbolverarbeitungs-)Vor-Urteil, jedes vom Grammatiker als Zeichen mit Morphemrang identifizierte Redesegment werde auch als relativ autonomer Funktions- oder Bedeutungsträger in der Kommunikation verarbeitet bzw. erzeugt.⁹ Es scheint dagegen wesentlich plausibler anzunehmen, daß die grammatischen Formen erst im Blick des Grammatikers zu dem werden, was sie von Anfang an zu sein scheinen: Zeichen mit einem bestimmten, die Redekonstellation transzendierenden Inhalt. Nach dieser Seite imponiert als "Grammatikalisierung" der Entwicklungsprozeß, der konstellativ verteilte pragmatische Feldwerte von Äußerungen innersprachlich recodiert und (wenigstens mit-) repräsentiert.

Hat man diesen Zwillingen erst einmal entschlossen den Rücken gekehrt, dann scheint es sinnvoll zu sein, einer anderen Spur weiter zu folgen. Gegenüber dem Sprechen in gewissermaßen automatisch vorgegebenen "frames", so hatten wir oben gesagt, markieren die rahmensetzenden Sprechhandlungen des Symbolspiels einen Zugewinn an Autonomie und Situationsentbundenheit.

⁷. Dieser Beleg zeigt, ähnlich wie der in Anm. 3 präsentierte, die typische Opposition zwischen Konj. II - Formen und Modalverben. Direkte Handlungsanweisung vs. Quelle für Aktionsinferenzen.

⁸. Das erklärt auch den Rückgang der Ebene (b) bei erfahrenen Spielern, deren Skripts detaillierter repräsentiert und weniger auf ad-hoc-Spezifizierung angewiesen sind.

⁹. Zum primärsprachlichen Erwerb der deutschen Modalverben unter diesem Gesichtspunkt vgl. Adamzik (1985) und Ramge (1987). Zum Erwerb von Modalität allgemein vgl. Dittmar & Reich (1993).

Das ist gewiß richtig, aber doch nur die halbe Wahrheit. Die andere Hälfte lautet, daß auch die Äußerungen vom Typ /und das wär jetzt ein.../ hochgradig situationgebunden bleiben, freilich auf eine andere und neue Weise. Nicht nur haftet die zumeist deiktisch indizierte Requisite fest am lokalen Orientierungsraum des Sprechens, auch der ihr provisorisch erteilte Spielwert muß erst auf der Ebene der spielerischen Fiktion "mit Leben erfüllt werden". Der folgende (zugegebenermaßen extreme) Beleg gibt einen Eindruck davon, daß es sich nicht gerade um situationsentbundene Rede handelt:

/hier Robert / komm ma / das kann / der affe kann dem nicht / über dem pferd + Robert // Robert / Robert / ja wir hätten jetzt auf dem pferd geritten / kuck / so kanns eben / ((wiehert)) / das kamel spielt doch + /so / das hätte noch ein fohlen / ja die wollten das heute von der weide abholen / aber das wär / ++ / fohlen auf der weide / da / Robert/... (Rigol-Korpus: Pauline 5;5)

Der Beleg zeigt die symbolische Transformation dessen, was auf der Alltagsebene gegeben ist, andererseits die symbolische Transformation dessen, was auf der Skriptebene des Spiels gegeben sein soll, in Ressourcen der Spielhandlung. Auf merkwürdige Weise grenzen hier logische und pragmatische Beschreibung unmittelbar aneinander. Kasper (1987), der den Konj. II im Deklarativsatz allein unter logisch-semantischen Gesichtspunkten (Wahrheit der Proposition) behandelt, definiert diesen als einen Satzoperator, der einen Satz wahr oder falsch macht mit Bezug auf eine "nächste" alternative Welt zur aktuell gegebenen. Diese "nächste" Welt wird von der "realen" - ein wenig zirkulär - dadurch unterschieden, daß der Konj. II - Satz in ihr sinnvoll indikativisch behauptet werden kann. Eine solche Beschreibung ist, wiewohl logisch gedacht, dem kindlichen Symbolspiel wie auf den Leib geschnitten. Denn was ist die Spielfiktion anderes als eine "nächste" Wirklichkeit zur aktuell gegebenen?¹⁰ Und was sind die Instruktionsäußerungen der Ebene (b) anders als Äußerungen, die einer offensichtlich nichtfaktischen Aussage in der "nächsten" Wirklichkeit des Spiels zu faktischer Geltung verhelfen?

Lötscher (1994), der das gleiche Problem durch eine pragmatische Brille anschaut, kommt zu dem Ergebnis, der Konj. II sei im Kern eine Form, welche die Implikaturen des "entsprechenden" Indikativsatzes blockiert. Darin, in dieser Implikaturenblockade, so Lötscher (1994), bestehe auch der Abschwächungs- oder Höflichkeitseffekt, der bei der "Konjunktivierung" bestimmter Modalverben aufzutreten scheint:

/Kannst du../ vs. /Könntest du../, /Du mußt.../ vs. /Du müßtetest../, /Darf ich../ vs. /Dürfte ich../¹¹

Diese Beschreibung scheint auf den ersten Blick weit weniger auf die Gegebenheiten des Symbol- und Fiktionsspiels zu passen. Es sind ja im Gegenteil die praktischen Implikaturen des Indikativsatzes, die durch die /hätte, wäre, würde/-Formen auf der Spielebene in Kraft gesetzt werden. Lötschers (1994) Beispiele stammen einmal aus der Sphäre der Modalverben:

/Jetzt kann ich deine Dame schlagen/ vs. /Jetzt könnte ich deine Dame schlagen/

Dann auch aus dem Gebiet, das Grammatiken oft als "Irrealis" bezeichnen:

/Fast hatten wir den Gipfel erreicht/ vs. /Fast hätten wir den Gipfel erreicht/

¹⁰. Was bei Bateson (1981) manchmal in und manchmal zwischen den Zeilen steht: daß nämlich die Pragmatik der Kommunikation und die Logik der propositionalen Darstellung einander näher und ähnlicher sein könnten als man zu denken geneigt wäre, hier ist ein weiterer Beleg dafür.

¹¹. Bei /mögen/ vs. /"möchten"/ liegt historisch ebenfalls eine solche Beziehung vor, wiewohl der historische Konj. II von /mögen/ inzwischen (qua "Lexikalisierung"?) als selbständiges Modalverb empfunden wird.

Im Feld des Symbolspiels sind es nicht die Implikaturen des indikativischen Satzes, die blockiert werden, es sind die Implikaturen der wahrgenommenen Szene mit ihren "first order" - Rollen und -Objekten.

Werfen wir zunächst noch einen Blick auf die Konj. II - Verwendungen, die nicht dem Umkreis des Symbol- und Fiktionsspiels entstammen. Sie teilen durchweg eine auffallende Eigenschaft: Sie gehören meist zu *sprachlichen Formeln*, in denen es nicht der Konj. II allein ist, der das Format der syntaktischen Variation markiert, sondern der Konj. II plus Redeformel. Ein paar Beispiele:

/Das hätteste doch mitbringen können/, /Ich würde gerne mitgehen/, /Ich tu einfach mal so, als wärn das zwei/, /Das hätt ich nich gemacht/, /Sieht aus, als wär das in m Haus/, /Ich würd am liebsten blau nehmen/, /Könnte mal einer die Schaukel anhalten/, /So, das wär's/, /Jetzt hätt ich mir beinah in den Finger geschnitten/, /Wenn die größer wär, hätt ich mir die ausgesucht/, /Sonst hätte ich den als erster genommen/, /Der Stefan sagt immer, das wär ein A/, /Ich hab gedacht, das wärn Äste/, /Tu ich mal so, als wärs garnet fertig/, /Und wenn nun ein Vulkan ausgebrochen wär nochmal?/, /Hm, das sieht fast wie..als es es Spaghetti wärn/

Auf den ersten Blick ist das ein Querschnitt durch diejenigen Verwendungsweisen, die jede bessere deutsche Grammatik dem Konj. II zugesteht: Konditionalgefüge, Redewiedergabe, Vergleichssätze (vgl. Grundzüge 1981:520ff), "abschwächender" Konj. bei den Modalverben. Das Formelhafte dieser Ausdrücke wird noch unterstrichen durch die Kovariation mit Partikeln oder anderen Ausdrücken, die ebenfalls in die Modalsphäre weisen:

/Sonst + Konj. II/, /Beinahe + Konj. II/, /Sieht aus als ob + Konj. II/, /Würde, hätte, wäre gerne, lieber/, /Und wenn jetzt + Konj. II?/, /Wenn + Konj. II, dann + Konj. II/

Es sieht, um den Schlußfolgerungsprozeß abzukürzen, so aus, als ob der Konj. II in der Kindersprache zwei Stützen hätte, eine pragmatisch-situative im Symbol- und Fiktionsspiel, und eine "formulaische" in sprachlich über- und mehrfachcodierten relativ festen Wendungen.

Zu notieren ist an dieser Stelle natürlich auch, was durchaus *nicht* auftritt in den Belegsammlungen der Kindersprache. Und das sind einmal die Formen des Konj. I, auch nicht in den periphrastischen Konstruktionen mit /sei, habe, werde/, und es sind die "morphologischen" oder nicht-periphrastischen Formen des Konj. II bei Vollverben. Neben den /hätte, wäre, würde/-Konstruktionen finden sich in geringerer Zahl die Formen des Konj. II bei Modalverben, und man kann vermuten, daß die Modalverben gewissermaßen die Brücke zur Aneignung der morphologischen Konj. II - Formen bei Vollverben bilden.

Eisenberg (1989:135), der den Konj. I dem öffentlichen und schriftlichen Register, den Konj. II eher dem privaten, mündlichen und "kolloquialen" zuordnet, würde wohl die Vermutung bestätigen, daß "vor-schriftliche" Kinder dem Konj. I kaum ausgesetzt sind.

Für Grammatiker ist es selbstverständlich und gehört geradzur zweiten Natur, daß die /hätte, wäre, würde/-Formen morphologisch dem Paradigma der grammatischen Verben /haben, sein, werden/ zugerechnet werden, als dessen Konj. II-Formen. Wenn wir uns jedoch in die grammatisch naturgemäß weniger aufgeklärte Optik des lernenden Vorschulkindes versetzen, dann melden sich arge Zweifel, ob das Kind ebenso verfährt. Der "praktische" paradigmatische Kontrast, den die /hätte, wäre, würde/-Konstruktionen vertreten, sieht nämlich ein wenig anders aus:

/Das ist ein..! vs. /Das wäre ein..!; /Der stößt sich den Kopf/ vs. /Der würde sich den Kopf stoßen/ bzw. /Der hätte sich den Kopf gestoßen/

Daß die /würde/-Form heute ohne Indikativ dasteht, notiert z.B. Eisenberg (1989:134), aber auch die übrigen Mitglieder dieser Kleinfamilie sehen gegenüber "ihren" Grundformen eher suppletiv aus und haben eine deutliche Tendenz, sich dem System der Modalverben von außen anzuschließen, selbst wenn sie von Modalverben abgeleitet sind. Ihre "präsentische" Bedeutung bringt sie in starken Gegensatz zu ihrer "präteritalen" Bildung. Jedenfalls gibt es nicht den mindesten Grund für die Annahme, auch das lernende Kind müsse 'realisieren', was der Grammatiker 'weiß': daß /wäre/ mit /ist/, /hätte/ mit /hat/ und /würde/ wenigstens entfernt mit /wird/ zusammenhängt. Wir haben eher Grund zu der Annahme, daß Kinder in die Sphäre, die hier zur Diskussion steht, mit *wort- und konstellationsbezogenen Strategien* (und nicht mit "morphologischen" oder "flexivischen" Strategien) einsteigen.

Die "entsprechenden" indikativischen Formeln mit /ist/ und /hat/ sowie mit einfachen Vollverbformen sind zweifellos so geartet, daß die Hilfsverben und ihre Funktionswerte weniger prägnant und schwerer auszugliedern sind als ihre "konjunktivischen" Pendants. Nicht allein das schiere "Gewicht" der zweisilbigen /hätte-wäre-würde/-Formen prädestiniert sie gegenüber ihren "einsilbigen" Kollegen /hat-ist-wird/ für leichtere Ausgliederung, auch der hochprägnante pragmatische Wert, den sie in der Transformation von Spielwerten erlangen. Sie stehen für die *Entautomatisierung* primärer Automatismen des Sprechens. Und solche Entautomatisierungen markieren eine wichtige Etappe in den Regelkreisen des Grammatikerwerbs. Es wäre zweifellos interessant, der Frage nachzugehen, ob man es hier mit allgemeinen Bedingungen zu tun hat, die suppletive morphologische Paradigmen diachron stützen und erhalten. In jedem Falle haben wir es bei den suppletiven Komparativen /mehr, lieber, besser/ mit ganz ähnlichen Verhältnissen zu tun. Auch hier stehen die im System sekundären Komparative für aktional prägnantere und leichter ausgliederbare Symbolwerte als "ihre" positiven Grundformen.

5. Die Mikrodomäne der "Modalisierung von Propositionen"

Die Modalisierung gehört als Sub- oder Mikrodomäne in einen funktionalen Bereich, für den verschiedene Bezeichnungen vorgeschlagen worden sind. Lehmann (1991) spricht von "Situationsperspektion", aber auch, wie einige andere Linguisten, von der Time-Aspect-Mode-Komponente (TAM) des Satzes. In Serébrebnikows Handbuch der Allg. Sprachwiss. (1975) wird der Satz in die Sphären der "propositiven Nomination" und der "kommunikativen Aktualisierung" zerlegt. Gemeinsam ist all diesen Konstruktionen, daß die reine Proposition als primär und primitiv, die Modalisierung als zusätzliche Operation über dieser "zentralen Proposition" (Lehmann 1991) angesehen wird. Es versteht sich, daß diese Perspektivierung für die Spracherwerbsforschung nicht ohne weiteres übernommen werden kann. Denn für diese ist die "reine", die nicht modalisierte Proposition kein Primitiv, sondern ein spätes und voraussetzungsreiches Produkt, das sich erst durch die "Ent-Modalisierung" der gewöhnlichen und primären Aktionswerte des Sprechens ergibt. Auch in der diachronen Perspektive entstehen die Zeichen für "epistemische" Modalität spät durch inferenzbasierte Grammatikalisierung "deontischer" Modalitätsausdrücke (vgl. Diewald 1998). Für die Re-Repräsentationslogik des Spracherwerbs (Karmiloff-Smith 1992) darf man wohl davon ausgehen, daß die expliziten "deontischen" Modalisierungen implizite Aktionsparameter des Sprechens explizit recodieren, während die "epistemischen" Modalisierungen durch deren semantische Abschwächung und weitere Grammatikalisierung entstehen. Dieser Gang der Dinge entspricht im Großen und Ganzen auch der Negation, die gleichfalls als "deontische" Zurückweisung aktionaler Zumutungen und Ansprüche, als "Nichtwollen", beginnt und erst nach und nach dazu kommt, Propositionen zu negieren.

Maß für die Grammatikalisierung modalisierender Operationen ist u.a. der Grad ihrer Integration in die zentrale Proposition. Diese Integration ist (mit Bezug auf "rektive" oder "verbale" Strategien) am niedrigsten, wenn die TAM-Komponente Prädikat eines Satzes ist, zu welchem die zentrale Proposition ein Argument bildet. In diesem Falle spielt sich die Modalisierung leicht als rhematisch in den Vordergrund der Aussage. Sie ist am höchsten, wenn TAM flexivisch in die Verbmorphologie der zentralen Proposition eingebaut ist. Dann ist die Modalisierung selbst nicht rhematisierbar, wohl aber die zentrale Proposition (vgl. zu diesem Komplex Plank 1981, Lehmann 1991). Eine solche Perspektive bietet sich an für den grammatischen Vergleich und für die Beschreibung von Sprachen. Für den Spracherwerb ist sie (wenigstens partiell) unangemessen, weil, wie oben dargelegt, die "reine" Proposition hier kein Primitiv, sondern eine späte und voraussetzungsreiche Errungenschaft bildet. Der Spracherwerb schreitet eher von den modalen (im Sinne von "deontischen") Aktionswerten der Sätze zu deren "Propositionalisierung" voran als umgekehrt. Alles "Epistemische", aller reine Darstellungswert, ist im Sprechen spät. Dennoch macht es auch aus der Spracherwerbsperspektive einen gewaltigen Unterschied für die Ausgliederung und Recodierung von modalisierenden Zeichen, ob diese durch leicht isolierbare, extrahierbare und rhematisierbare Lexeme oder durch hoch intergrierte, ohne Mithilfe der Schrift kaum extrahierbare und nicht rhematisierbare Flexionszeichen.

Die Optionen, die in der Mikrodomäne der Modalisierung zur Verfügung stehen, reichen vom übergeordneten Satz (meist mit einem Verb der propositionalen Einstellung) via modalisierende Adverbien (die ebenfalls als übergeordnete Proposition, aber auch in der modalisierten Proposition selbst gebraucht werden können) und modale Partikel zu den modalen Hilfsverben und schließlich zu den am stärksten grammatikalisierten flexivischen oder periphrastischen Modusoptionen der Vollverben. Ich verweise hier pauschal auf Lehmann (1991) für Details.¹²

Die verschiedenen Grammatikalisierungsstufen sind nun keineswegs in irgend einem Sinne "äquivalent", sie verteilen sich, wenn auch natürlich nicht trennscharf, auf verschiedene Unterfunktionen. Kasper (1987:11ff) argumentiert völlig zu recht, daß es für den Satz:

/Ich hätte das Angebot nicht akzeptiert/

keinerlei indikativisches Äquivalent dergestalt gibt, daß die Modalisierung des Konj. II durch ein übergeordnetes modales Prädikat o.ä. ausgedrückt werden könnte:

?/Es ist möglich, wahrscheinlich, falsch..., daß ich das Angebot nicht akzeptiert *habe*/

Vielmehr wird durch solche Umformungen die Differenz zwischen Indikativ und Konj. II noch unterstrichen, denn beide "parallelen" Sätze behaupten etwas, nur eben nicht das gleiche:

/Es ist möglich, wahrscheinlich, falsch..., daß ich das Angebot nicht akzeptiert *hätte*/

Kasper (1987) weist (und das m.E. ebenfalls zu recht) auch die "Lösung" zurück, welche die mehr als tausendjährige Ellipsenplage fortzuschreiben geeignet wäre, es handele sich nämlich bei derartigen Deklarativsätzen mit Konj. II "eigentlich" um unvollständige Konditionalgefüge.

Und wir müssen für unsere Argumentation natürlich auch noch der Tatsache Rechnung tragen, daß die Bedeutung eines deklarativen /wäre, hätte, würde/-Satzes im pragmatischen Kontext des Symbolspiels ganz anders aussieht als im pragmatischen Kontext eines "normalen" Gesprächs. Ein

¹². Von dessen Unterteilung der Techniken in rektive und modifizierende (bzw. verbale und adverbiale) sehe ich ebenfalls ab.

Satz wie /Der wäre in den Dreck gefallen/ heißt im Spielkontext, daß wir so weiteragieren, "als ob" der Indikativ zuträfe, während wir im normalen Gespräch darüber erfreut sind, daß der Indikativ nicht zutrifft. In beiden Fällen jedoch (und damit kommen wir noch einmal auf die suggestive Formel von Kasper 1987 zurück) verweist der Konj. II auf einen hypothetischen Fortgang der Dinge in einer Welt, die der alltäglichen Rede unmittelbar "benachbart" ist, sei es die Welt der nicht realisierten Möglichkeiten oder die des Spiels. In beiden Fällen markiert der Konj. II eine Differenz zwischen dem, was der Fall ist, und dem, was der Fall sein könnte. Diese Differenz betrifft aber nicht den illokutiven Modus des Behauptens. Vielmehr sind im Deklarativsatz Indikativ und Konj. II gleichermaßen behauptend. /Ich hätte die Meisterschaft gewonnen/ (in beiden Lesarten) nicht weniger als /Ich habe die Meisterschaft gewonnen/.

Ein Bindeglied zwischen dem Spiel- und dem Ernstkonjunktiv ist offensichtlich die Konditionalkonstruktion. Sie entsteht beinahe von alleine dadurch, daß das Symbol- und Fiktionsspiel nicht mehr gespielt, sondern angeeignet und in seinem (hypothetischen) Fortgang versprachlicht wird. Aus den Folgehandlungen, die das /hätte, wäre, würde/-Format konditioniert, wird die "Konsequenz", aus der hypothetischen Instruktion wird das "Antezedens".¹³ Aus /Das wär jetzt unser Haus/ und den durch diese Setzung konditionierten Folgehandlungen, wird durch Aneignung und sprachliche Repräsentation dieses Verhältnisses das konditionale Schema: /Wenn das unser Haus wäre, dann.../. Wir finden die Positionen des Schemas im Material auch auf zwei Sprecher verteilt:

/Und wenn nun ein Vulkan ausgebrochen wär nochmal?/

Im Rigol-Korpus findet sich eine ausführliche Szene, an der man die konditionale Transformation des Symbol- und Fiktionsspiels mit Händen greifen kann. Corinna (5;2) spinnt eine Geschichte weiter, in der ein Wunschring die entscheidende Rolle spielt. Die Äußerungen schließen sich in großer Zahl an die Fiktion an, dieser Wunschring stünde zu ihrer Verfügung. Sie beziehen sich auf hypothetische Konsequenzen dieser Fiktion und auf *deren* Konsequenzen. Das Konditionalgefüge ist gewissermaßen die (sprachliche) Fiktionalisierung der Spielfiktion. Ein paar Beispiele:

/Und ich würde eine Puppe wünschen die sprechen kann...dann bräucht ich keine Freundin mehr zu haben/

/Ich hätt mir gewünscht daß ich unsichtbar sein kann dann kann mich nämlich mein Bruder nicht sehn wenn ich ihn petzen hauen oder treten will/ etc.

6. Einstieg, Ausgliederung, Grammatikalisierung

Wir kommen allmählich an den Punkt, an dem wir die Unterstützung der diachronen Grammatikalisierungsforschung mehr als nötig haben. Das Symbol- und Fiktionsspiel, so vermuten wir, bietet einen prägnanten und gewissermaßen griffigen Einstieg in die Mikrodimension, die hier zur Debatte steht. Kein Lerner muß jedoch diesen Einstieg wählen. Ich vermute daß die synchrone Koexistenz verschieden stark grammatikalisierten Optionen in ein und derselben Dimension den Erwerb der wesentlichen Optionen gegen die Kontingenzen schützt, die mit unterschiedlichen

¹³. Wir benutzen hier die Terminologie, die Eisenberg vorschlägt, mit der einschränkenden Bemerkung, daß man "Antezedens" und "Konsequenz" natürlich nicht in dem Sinne nehmen darf, den die Ausdrücke im gewöhnlichen Kontext haben.

Einstiegen, unterschiedlichen Lernerstrategien und unterschiedlichen "Expositionen" zusammenhängen.

Im Spiel ist der Gebrauch der /wäre, würde, hätte/-Formen pragmatisch konditioniert durch die Festlegung von "Werten" für die fiktive Welt des Spiels. In den übrigen Verwendungen des Konj. II finden wir formulaische Konditionierung¹⁴ sowie den Übergang zur sententiellen Konditionierung besonders in Konditionalsatz (und ganz vereinzelt in der Redewiedergabe). Der Konj. II wird "phorisiert" (Diewald 1993:223).

In allen Fällen bleibt der Konj. Bestandteil eines komplexen Signalelements, dessen Komplettierung jedoch zusehends auf der "inersprachlichen" Ebene stattfindet. Etwas plakativ und vereinfacht: Aus dem Paar Deklarativsatz plus Spielhandlung wird das Paar Konditionalsatz plus Konsequenz. Auch diese Bewegung läßt sich als "Grammatikalisierung" interpretieren: Ein Zeichen nimmt seine stereotypen pragmatischen Implikaturen abgeschwächt und schematisiert in seine "Bedeutung" auf, die es nun in innersprachlichen Kontexten entfaltet (vgl. Diewald 1997:55).¹⁵ Die Hauptverwendungen des Konj. II in der Erwachsenensprache (bis hin zur Redewiedergabe) lassen sich ja durchaus als Recodierung, Entfaltung und Abschwächung des Wertes interpretieren, den der Konj. II im Kontext des Symbolspiels annimmt, wo er einen Satz wahr *macht* mit Bezug auf die hypothetische Welt des Spiels und gleichzeitig signalisiert, daß er in der aktuellen Welt der perzeptiven Orientierung nicht behauptet werden kann (vgl. Lötscher 1994:335 über Kasper 1987).¹⁶

Auf der Formebene scheint es einen Vorzug für das Modell der Modalverben zu geben, an welches sich die quasi-suppletiven /hätte, würde, wäre/-Konstruktionen anschließen, während die Ausbreitung des flexivischen Konj. II bei den (funktional und semantisch recht eigenständigen) Formen der Modalverben selbst zum Stehen kommt, also /könnte, müßte, bräuchte/. Sie sind den /hätte, wäre, würde/-Formen im Bildungsmuster am ähnlichsten. Im Material habe ich, wie gesagt, weder eine Konj. I-Form noch auch eine flexivische Konj. II-Form eines schwachen Verbs gefunden.

Ich vermute, daß die Formen der konjunktivischen Modalisierung auf zu wenige Kontexte beschränkt sind, als daß sie eine weitere Grammatikalisierung hin zur flexivischen Ebene tragen könnten. Die sprachpflegerische Klage über den Verlust des (flexivischen) Konj. hat m.E. ihren "Grund" darin, daß dieser ausschließlich von den expliziten Normen der ("tertiären") Schriftsprache gestützt wird und damit von der primären Automatisierung ebenso abgeschnitten bleibt wie von den "sekundären" Reanalysen ihrer Routinen.

Offenbar müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein, damit eine bloß flexivische Einheit aus der Sicht der Sprache erwerbenden Kindes primär automatisiert werden kann (Karmiloff-Smith 1992 spricht von "behavioral mastery"), und andere zusätzliche Bedingungen, damit ein flexivisches Element ausgegliedert, als "Modifikation" identifiziert und auf höherer Ebene recodiert werden kann. Der flexivische Konj. steht am Rande dieser Bedingungen. Er hängt kognitiv gewissermaßen in der Luft, weil ihm das Fundament in der primären Automatisierung fehlt. Möglicherweise gibt

¹⁴. Also Kontexte wie /Ich würde gerne...; das hätte ich nicht gemacht; so tun als ob...; sieht aus als ob.../

¹⁵. "Bedeutung" ist hier in Anführungszeichen zu sprechen, denn eine halbwegs autonome Eigenbedeutung wächst grammatischen Zeichen nur in der hochgradig künstlichen Perspektive der "lexikalischen Isolierung" zu, die außer dem Grammatiker selbst kein Mensch je einnehmen würde.

¹⁶. Der modusfreie Satz ist "wahr" in der fiktiven Welt des Spiels, aber weder die Voraussetzungen für seine sinnvolle Behauptbarkeit noch die für seine Negierbarkeit sind in der aktuellen Welt gegeben.

dieser Komplex auch einen Hinweis auf die kognitiven Faktoren, die Suppletivverhältnisse stützen. Sie treten da auf, wo es hinsichtlich der *Extrahierbarkeit* ein pragmatisches Prius derjenigen Form gibt, die morphologisch sekundär oder abgeleitet ist (vgl. die Komparativ-Beispiele /mehr, besser, lieber/). Die fiktiv-setzende Bedeutung von /hätte, wäre, würde/ ist für das Kind prägnanter und greifbarer als die einfache, unauffällige und hoch automatisch Assertion /hat, ist, ?/.¹⁷ Dieses Plus an Extrahierbarkeit geht jedoch mit einem Minus an Segmentierbarkeit einher (vgl. Peters 1983:99).

Der historische Grammatikalisierungskanal für den /würde/-Konj. läuft über den (flexivischen!) Konj. II des Vollverbs /werden/, man müßte ihn also ursprünglich übersetzen mit /würde werden/ im Sinne des engl. /would become/ (vgl. Behaghel 1924 II:242ff). Aber müßte dieser Befund nicht eigentlich höchst befremdlich sein für die Erwartungen der Grammatikalisierungsforschung? Daß ein Vollverb (qua kombinatorischer Generalisierung, Bedeutungsabschwächung, Verlust der Komponente <inchoativ> etc.) zum Hilfsverb mutiert, hat ja seine Richtigkeit. Aber hier verfügt das Vollverb bereits flexivisch über die Kategorie, deren periphrastischen (also eigentlich: weniger grammatikalisierten?) Ersatz das Hilfsverb bildet.

Haben wir es hier mit dem nach Auskunft der Fachleute (Lehmann 1995, Diewald 1997) seltenen Fall einer Degrammatikalisierung, einer Umkehrung des an sich irreversibel (kreisförmig) konzipierten Prozesses zu tun? Denn daß die flexivische Unterscheidung selbst unklar und verstärkungsbedürftig geworden sei (vgl. Behaghel 1924 II:244), ist kein ganz unproblematisches Argument. Es ist keineswegs so, daß immer Umschreibungen eintreten, wenn zwei Formenreihen zusammenfallen (wie Indikativ und Konjunktiv Prät. bei den schwachen Verben). Es sind zwei Gründe, die dieses Argument schwächen. Einmal die oben skizzierte "konstellative" Natur des Konj., die ihn z.B. in der Redewiedergabe nach *verba dicendi* immer redundant macht. Dann aber auch der Umstand, daß der "präteritopräsentische" Charakter der Konstellation im Konditionalsatz beide Verwendungen auch da leicht unterscheiden läßt, wo sie sich der nämlichen Form bedienen. Vgl.

/Wenn Regula einen Professionalisten heiratete, dann .../

/Wenn nicht meine Mutter sehnlich auf mich wartete, dann .../

Problematisch sind in erster Linie die Kontexte, in denen die Konditionalfügung mit einem /immer wenn/-Gefüge verwechselt werden könnte:

/Wenn er arbeitete, schwitzte er/ etc.

Der synchronische Befund läßt sich freilich auch so interpretieren, daß der Konj. II auch da stabil ist, wo er instabil ist. Er lebt weiter im Inneren der Hilfsverbformen, die seiner Umschreibung dienen. Recht stabil ist er bei den Hilfs- und Modalverben, die selbst in modalisierenden

¹⁷. Bruner & Olson (1978:315) argumentieren, Kopulaverben wie /ist, wird, hat/ seien eher schriftspezifische Mittel zur kontextfreien Definition sprachlicher Einheiten und Inhalte, für formelle symbolische Festlegungsprozeduren, an denen in situierter mündlicher Rede kein nennenswerter Bedarf aufkäme. In der Tat kann man beobachten, daß zu eben der Zeit, da das Symbolspiel blüht, viele Kinder noch beträchtliche Schwierigkeiten mit der "einfachen" Definition "Vögel" sind, leuchtet vielen Kindern dieses Alters offenbar weniger ein, als daß ein bestimmtes Spielzeug /jetzt ein Raubvogel sein soll/. Aus dieser Perspektive ist /wäre, hätte, würde/ offenbar prägnanter als /ist, hat, wird/.

Konstruktionen auftreten (/dürfte, könnte, müßte, sollte, wollte, würde, hätte, wäre/)¹⁸, bei den starken Verben finden wir das Schwanken zwischen flexivischer und periphrastischer Bildung (mit Tendenz zur Bevorzugung der letzteren, wenigstens in der gesprochenen Sprache), bei den schwachen Verben dominiert eindeutig die periphrastische Bildung. Die Bildungsdifferenz zum Indikativ ist schwach bei schwachen Verben und stark bei starken Verben (vgl. Eisenberg 1989:127).¹⁹

Offenbar "hängt" der Konj. im Niemandsland zwischen Modalverb und Flexion. Seine Repräsentanz ist, strukturell betrachtet, nicht mehr ganz das eine und noch nicht ganz das andere (und zwar von beiden Seiten betrachtet!). Für diesen Befund kann man diachrone Bedingungen angeben und synchrone Erwerbskonstellationen spezifizieren. Dieser Unterschied freilich relativiert sich beträchtlich im Lichte der Erkenntnis, welche die Kenner von Hermann Paul bis Eugenio Coseriu verbindet: daß nämlich die Bedingungen des Sprachwandels keine anderen sind als die der gewöhnlichen Sprechfähigkeit. Wir vermuten einstweilen, daß die (von Sprachpflegern wortreich betrauerte) Tradierungsschwäche des flexivischen Konj. damit zusammenhängen könnte, daß er einerseits in den primär automatisierten Routinen nicht vorkommt, und daß er andererseits in den "von oben" re-repräsentierten und bewußtseinsnahen Recodierungen als Zielgröße ebenfalls nicht gebraucht wird. Kurz: Der flexivische Konj. hängt in der Luft, weil er allein schriftsprachlich tradiert werden muß und nicht an der schriftinduzierten Reanalyse primärer Automatismen andocken kann.

7. Integrität und Extraktion

Prima facie bietet das Vorkommen eines Wortes, einer Form, einer Formulierung, keine direkten Hinweis auf die "Integrität" des jeweiligen Zeichens für den Benutzer. Auch das Vorkommen des (durch den grammatischen Beobachter!) isolierten Segmentes in anderen Zusammenhängen bildet, so suggestiv es auch sein mag, keinen sicheren Hinweis.

Die Vorsicht gebietet es, zunächst auch komplexe Äußerungsformate mit den (nicht weniger komplexen) Umständen ihrer Hervorbringung zu Gesamtzeichen zusammenschließen. Routinen mit variablen slots für leicht extrahierbare Formate (Objektbezeichnungen, Situationsindizes etc.) sind in der Regel bessere Hypothesen als alles, was strikt kompositionelle Vorgänge in sprachstrukturellen Ebenen hypostasiert. Es könnte für die (hypothetisch) "reine" Sprechsprache des präliteralen Kindes sogar empfehlenswert sein, nicht das Wort als primär operative Einheit anzusehen, sondern die begrenzt variable Formel mit situativ zu präzisierenden slots (vgl. Scheerer 1993).²⁰ Die Spracherwerbsforschung gebraucht in diesem Zusammenhang auch den Ausdruck "limited scope formula". So brauchen wir für die Konstellation des Symbolspiels zunächst nicht

¹⁸. Laut Diewald (1993) sind das nota bene just diejenigen, die auch epistemisch gebraucht werden können.

¹⁹. Die "Ersatzfunktion" des Konj. II für den Konj. I (etwa in der indirekten Rede) läßt sich in ganz ähnlichem Sinne auch nicht nahtlos begründen durch die Tatsache, daß die Formen des Konj. I auf weite Strecken mit denen des Indikativ zusammenfallen. Gerade in der 3. Person Singular, die fast 80% der Belege ausmacht, unterscheiden sich Indikativ und Konj. I immer (wie Eisenberg 1989) argumentiert.

²⁰. In diesem Zusammenhang sei an Werner & Kaplan (1963) erinnert, die mit Hilfe eines höchst originellen Wort-Kontext-Testes herausgefunden haben, daß die Operation, welche ein isoliertes und ausgegliedertes Wort auffaßt, kognitiv völlig anders organisiert ist als die Operation, welche dasselben Wort als unselbständiges Element eines Aktions- und Äußerungszusammenhanges verarbeitet.

mehr als die Annahme, daß Formeln des Typs /X wäre wohl, jetzt Y/ und pragmatische Anweisungen über den Spielwert von Rollen und Requisiten wechselseitig ausgliedern. Diese Formeln verfügen charakteristischerweise über einen slot, der pronominal eine lokal verfügbare Rolle oder Requisite referentiell *indiziert*, und einen slot, in den eine situativ nicht verfügbare "orientierende" *Bedeutung* eintritt. Sie sind darin strikt asymmetrisch.

Die unübersehbare Tendenz zu (sprachlichen) Mehrfachcodierungen mit (gleichfalls modalen) Partikeln - man findet sie sowohl im Spiel als auch in den übrigen Verwendungssphären des Konj. II - unterstreicht die Probleme der feineren symbolischen Korngrößen und der separaten Ausgliederung in der ansonsten so beliebten Ebene Wort - Bedeutung. Offenkundig ist jedoch, daß die Routinen des Symbolspiels eine andere wichtige Extraktionsfähigkeit indizieren und strukturieren: die Fähigkeit nämlich, situativ-referentiell verfügbare Größen und bloß repräsentierte "Bedeutungen" *getrennt* auszugliedern. Die auxiliare Strategie spaltet den Satz just nach diesem Muster: Das Hilfsverb nimmt den "realen" Referenzbezug als Subjekt und regiert den modalisierten Rest der Proposition, deren Hauptverb eingeschlossen.

Was aber hat die Fähigkeit zur Disjunktion von Referenz und Bedeutung mit der Modalisierung zu tun? Nun, es fällt *uns* nicht schwer, diesen Zusammenhang herzustellen. Aber das beantwortet die Frage nicht, ob das lernende Kind genau so oder auch nur ähnlich verfährt. Wir haben oben behauptet, die Modalisierung der Instruktionshandlungen sei sowohl epistemisch als auch "deontisch" (oder weder noch). Sie tritt also einerseits als "dritte" Option in das ("epistemische") Zweiersystem von positiven und negierten Aussagen,²¹ andererseits tritt sie auch in das genuin modale Subsystem "deontischer" Modalisierungen ein.²² Prinzipiell ausgliederbar, wenn auch vielleicht nur in der Ebene der situierten Formel, ist mit den Konj. II - Verwendungen eine reichlich verwickelte Operation. Nehmen wir an, daß nur im Lichte potentiell ebenfalls verfügbarer Alternativen "kleinere" Einheiten aus dem komplexen Signal extrahiert werden können, dann geraten wir erst recht in die Paradoxie. Einmal kann man (vom epistemischen Vor-Urteil her) argumentieren, daß der Satz /Das *wär* (jetzt) ein Auto/ nur dann zur Verfügung steht, wenn der Satz /Das *ist* ein Auto/ nicht zur Verfügung steht. Andererseits zeigen die Daten (und lehrt die Pragmatik), daß Werte, die auch so aus der Konstellation hervorgehen, nicht eigens codiert werden müssen. Wer im Spiel auf eine Streichholzsachtel zeigt und dazu sagt /Das *ist* (jetzt) ein Auto/, der kann gar nicht mißverstanden werden. Und in der Tat finden wir ja bei den Instruktionshandlungen ein buntes Durcheinander von Indikativ, Modalverb und Konj. II. Die pragmatische Operation ist (im Kontext) auch verfügbar, wenn sie grammatisch nicht codiert ist. Das ändert sich freilich radikal, wenn man die "phorisch" konditionierten übrigen Verwendungen der Konj. II - Formen dazunimmt. Erst diese Verwendungen können den Gebrauch der Form auch sprachintern *stabilisieren*, indem sie ihn von einer *bestimmten* prototypischen pragmatischen Konstellation ablösen. Sie sind aber andererseits weniger günstig für die *Extraktion* der dazugehörigen Operation. Über diesen Punkt komme ich vorderhand nicht hinaus. Nach der These von Anne Peters (1983:99) ist es die vorhersagbare Rekurrenz einer Zeicheneinheit, die für ihre Extraktion aus dem Kontinuum des Sprechens wichtig ist, demgegenüber ist die begrenzte Variation der Form entscheidend für ihre Segmentierung. Stärker vorhersagbar sind die Konj. II - Formen in den Gebrauchsweisen, die nicht zum Symbolspiel gehören, aber pragmatisch prägnanter und salienter ist ohne Zweifel der Spiel-Konjunktiv, der, wenn er denn auftaucht, ganz massiv vertreten ist. Die Segmentierbarkeit der Formen freilich ist höchst eingeschränkt, denn neben /hätte,

²¹. /Das ist ein Auto/ - /Das ist kein Auto/ - /Das *wär* (jetzt) ein Auto/.

²². /Das *soll* ein Auto sein/, für den Augenblick des Spiels.

wäre, würde/ gibt es in beiden Verwendungstypen nur noch wenige "präteritopräsentische"²³ Modalverben (/der müßte, könnte, dürfte, sollte/) mit etwas besseren Bedingungen für eine Segmentierung.

Wenn wir noch einmal die Operation ins Auge fassen, die mit Hilfe der Konj. II - Formen codiert wird, so erscheint sie als eine transponierende. Nicht nur die typischen Spielformeln, sondern auch die phorisch konditionierten Verwendungen des Konj. II repräsentieren Propositionen, die "mit einem Fuß" in der Alltagsrealität des Sprechers stehen, und mit dem anderen Fuß in der Sphäre des bloß Gedachten, Vorgestellten, Fingierten. "Modalisierend" ist sie darin, daß nicht mehr die Proposition des Hauptverbs, sondern eben dessen Modalisierung behauptet wird, die aber durchaus konventionell. Das Subjekt gehört zur einen, das Prädikat zur anderen Welt. Und wie die bloß gedachte Welt von der gegebenen abgesetzt werden soll, das verraten beim Konj. II die übercodierenden Elemente, Partikeln, Konj., Adverbien:²⁴

/Beinahe, gerne, lieber, so tun als ob, .../

Und wenn sie es nicht verraten, dann muß dieses Verhältnis lokal konstruierbar sein. Der Konj. ist weniger eindeutig als die Modalverben und er überschreitet deren eindeutig "deontischen" Charakter - in der Sprache der Vorschulkinder gibt es, so weit ich sehe, kaum epistemische Verwendungen von Modalverben - hin zum Epistemischen.

Diewald (1993) hat also durchaus Recht, wenn sie den Konj. II in synchroner Betrachtung dem Subsystem, der Mikrodomäne der epistemisch gebrauchten Modalverben zuordnet. Die "deontische" Komponente verblaßt jedenfalls beim "Übergang" vom Symbolspiel zu den phorisch konditionierten Gebrauchsweisen. Das macht auch den Hauptunterschied zum Status des Konj. I, der auch in synchroner Betrachtung weit eher dem "deontischen" Subsystem zugerechnet werden muß. Das belegen nicht nur die vereinzelt "jussiven" und "optativen" (vgl. Wunderlich 1901:275ff) Verwendungsweisen des Konj. I im Hauptsatz und in isolierten Formeln:²⁵

/man nehme..., man vergleiche...; es werde Licht; Gott sei Dank; er lebe hoch! es lebe der König!/'

Blatz (1896 II:522ff) notiert als instinktsicherer Grammatiker nicht nur, daß sämtliche Erscheinungen des Konj., im Haupt- wie im Nebensatz, auf die wünschende (d.i. die "deontische") und auf die vermutende (d.i. die "epistemische") Modalität zurückgeführt werden können. Er notiert auch, daß für den "wünschenden" Konj. I im Hauptsatz die Inversion da zwingend eintritt, wo die Flexionsform von der indikativischen nicht unterschieden ist:

/Beruhigen Sie sich; führen wir als Männer jetzt das Schwert; erfahren Sie zuvörderst, daß.../

Die "phorisierten" Verwendungen des Konj. I haben ihren Schwerpunkt (in der Schriftsprache) bei den verba dicendi (bzw. den von ihnen regierten Konstruktionen), welche von vornherein mit der

²³ Hier wie anderswo in diesem Text meine ich mit "präteritopräsentisch" nicht allein die bekannte morphologische Besonderheit der Modalverben, sondern den Umstand, daß auch deren Konj. II - Formen ihrerseits wieder das nämliche Strukturmuster zeigen: sie nehmen präsentische Bedeutung an und sind doch aus dem Präteritum-Stamm gebildet - und sie zeigen die nämliche Tendenz zur suppletiven Isolierung.

²⁴ Die stärkste Übercodierung ist natürlich ein verbum dicendi im Hauptsatz!

²⁵ Gewöhnlich wird an dieser Stelle aufgeführt, der Konj. II habe ebenfalls "optative" und "jussive" Verwendungen: /ich möchte gerne, ich hätte lieber.../; das ist eine Verkennung der Tatsachen, denn die "deontische" Bedeutung hängt in diesen Fällen ausschließlich an der Partikel /gerne/.

Ambivalenz zwischen epistemisch-konstatierend und deontisch-jussiv behaftet sind und diese Ambivalenz auch in ihre Objektsätze einführen. Das hat einen auf den ersten Blick paradoxen Effekt. Sofern nämlich die "phorische" Beziehung zu den *verba dicendi* grammatikalisiert wird, verschwindet die deontische Bedeutung und steht nicht mehr zur Verfügung. Der Konj. I markiert dann nur den Bezug der Proposition auf eine andere als die Sprecher-Origo, auf das Subjekt des übergeordneten *verbum dicendi*; mit dem Effekt, daß "jussive" oder optative Modalität, wenn sie zum Ausdruck kommen soll, semantisch verstärkt bzw. neu eingeführt werden muß. Und mit dem weiteren Effekt, daß der Anspruch auf "Faktizität" der Proposition vom Sprecher auf das Subjekt-Argument des *verbum dicendi* übergeht:

/Bild berichtet, behauptet, daß der Graf verhaftet worden ist, sei/ (vgl. Eisenberg 1989:130f)

In der phorisch konditionierten Zone des Konj. I nimmt dieser also auch "epistemische" Werte an. Dazu paßt, daß ihn die Sprech- und Umgangssprache in dieser Funktion auch gerne durch den Konj. II ersetzt, was ihn auch von der Sphäre der (sekundären) Automatisierung im Schreiben noch weiter distanziert (und was, darwinistisch gesprochen, die Selektions- und Überlebenschancen des Konj. I weiter vermindert). Umgekehrt kann der Konj. II in seinen phorisch konditionierten Verwendungen, namentlich im Konditionalsatz, nicht durch den Konj. I vertreten oder ersetzt werden. Die fast ausnahmslose Regelmäßigkeit der Flexionsformen des Konj. I bietet diesem also keinerlei Selektionsvorteil, während umgekehrt die quasi-suppletive und zerklüftete Formenbildung des Konj. II dessen Überleben nicht behindert (was naiven Natürlichkeitstheoretikern wenigstens zu Denken geben müßte).

8. Grammatikalisierung "von oben" und "von unten"

Daß sich aus der Erwerbsperspektive nicht alle grammatischen Kategorien gleich oder auch nur ähnlich darstellen, ist bekannt. Was mechanisch automatisierbar und ohne extrahierbaren Bezug zur "Semantik" (im weitesten Sinne) ist (Kasus, Genus, Kongruenzmorphologie in der NG), wird offenbar weitgehend "von unten" automatisiert und erfährt auch durch die schriftlich induzierte Neuordnung der Routinen keine grundlegende Re-Repräsentation. Es spricht einiges dafür, daß in den Anfängen des Sprechens die automatische Selbst- und Außensteuerung - Situationsformeln mit geringer Variation, hoch variable "slots" - weiter reicht als die Intentions- und Innensteuerung "von oben".²⁶ Zum Spracherwerb gehört die Entautomatisierung der Situationsbezüge des Sprechens ebenso wie dessen "Reautomatisierung" mit Bezug auf frei gesetzte und gewählte Routinen, Formeln, Muster. Beide Motivreihen, die Entautomatisierung der Situationsbezüge wie die Reautomatisierung der frei gewählten Muster, setzen eine kontinuierliche Reanalyse und Recodierung zuvor bereits automatisierter Formeln und Formate voraus (Karmiloff-Smith 1992). Die wohlbekannten "Rückfälle" in der Beherrschung morphosyntaktischer Regularitäten (nach deren scheinbarer Beherrschung) entfalten hier ihren indikativen Wert. Sie zeigen an, daß eine Routine reanalysiert und auf höherem Niveau wieder zusammengesetzt worden ist.

Was nun den Konj. II betrifft, so finden wir hier eine Art von "Zangenbewegung" zwischen einer bewußt verfügbaren pragmatischen Modalisierungsoperation "von oben" und einer phorischen

²⁶ Lurijas (1978, 1981) Formel lautet: von Handlungen, die durch unmittelbar wahrnehmbare Signale aus der Umgebung gesteuert werden, zu Handlungen, in deren Organisation die Struktur des Sprechens selbst zunehmend eingeht. Das Sprechen distanziert generell vom perzeptiven Situationsdruck.

Konditionierung "von unten". Das könnte die Regel sein in Mikrodomänen des Sprechens, die nicht sehr tief grammatikalisiert in dem Sinne sind, daß sie relativ "semantiknah" bleiben.²⁷

Was da freilich bei Reanalyse und Recodierung zusammenschießt, das sind nur die relativ wortnahen Formate des periphrastischen Konj. Der flexivische Konj. bleibt von diesem Prozeß ausgeschlossen, weil die situativ automatisierten Formen als quasi-suppletive keinen "Durchgang" zu einem regelmäßigen flexivischen Paradigma öffnen. Dieser Zusammenhang würde sich anders darstellen, wenn es einen primär automatisierungsfähigen Konj. etwa in bestimmten Typen von Nebensätzen gäbe (wie z.B. im LAT).

9. **Schlußfolgerungen und Ausblick**

Die Frage, wie man "den Konjunktiv" erwirbt, können wir jetzt provisorisch beantworten. Zuerst einmal ist es natürlich gar nicht "der Konjunktiv", was im Spracherwerb "erworben" wird. Gewisse Formen, die der grammatische Beobachter "Konjunktive" zu nennen geneigt ist, tauchen auffallend häufig in der pragmatischen Verwendungskonstellation des Symbol- und Fiktionsspiels auf, und zwar in einer Funktion, die den Grammatiken unbekannt ist. Ich habe sie in keiner erwähnt gefunden. Diese pragmatische Konstellation liefert jedoch einen höchst prägnanten Einstieg in die stärker grammatikalisierten Verwendungen des Konj. II. Sie erleichtert die Ausgliederung einer Operation, welche das, was gerade ist, absetzt von dem, was sein kann oder soll. Das kindliche Symbol- und Fiktionsspiel liefert den pragmatisch-situativen Prototyp einerseits für die "Versetzung" der Sprecher in eine nichtfaktische Welt, andererseits auch für die deontischen (optativen etc.) Modalisierungen, die für den erwachsenen Sprecher eher mit den Verwendungen des Konj. I verbunden sind. Die /hätte-wäre-würde/-Formen kann man somit als "Einstiegs muster" in die höher grammatikalisierten nicht-indikativischen Modalitäten überhaupt auffassen.

Der sprachliche "Operator" dieser Transformation hat eine Tendenz, in der Wortebene zu bleiben und schließt sich da quasi-suppletiv den modalen und kopulativen Hilfsverben an. Er markiert Grenze und Übergang zwischen den prägnanten und früh verfügbaren "deontischen" Werten in der Domäne der Modalisierung und den eher subtilen und späten "epistemischen" Werten.

Für eine Grammatikalisierung "von oben" scheint der Weg über die hohe Integrität und Extrahierbarkeit der Wortebene naheliegender und vielversprechender zu sein als der Weg über die Funktionsmorphologie. Die scheint nur dann aus ihren primär automatisierten Routinen gelöst und auf höherer Ebene recodiert werden zu können, wenn diese Reanalyse von weniger

²⁷. Ein recht ähnliches Beispiel könnte die Steigerung der Adjektive sein. Indikativ wären da zunächst die plötzlich auftauchenden "fehlerhaften" Recodierungen des Typs /viel-er, gut-er bzw. gut-er, gern-er/. Auch sie stehen als suppletiva für Konstellationen, in denen die "Komparative" für salientere und elementarere semantische Operationen stehen als ihre Grundformen. Ein weiteres Feld für das Studium der hier skizzierten Verhältnisse liefert die Derivation.

grammatikalisierten und wortnäheren Optionen in der nämlichen funktionalen Domäne gestützt wird (vgl. hierzu die Arbeit von Klaus-Peter Kappes über den Komparativerwerb in dieser Reihe).

Der flexivische Konj. bleibt trotz seiner höchst regelmäßigen Bildung sowohl von den Prozessen der primären Routinisierung als auch von den Prozessen der Reanalyse und Recodierung weitgehend abgeschnitten. Die lebenslangen Unsicherheiten "normaler" Sprecher und vor allem Schreiber mit den Normen der Verwendung des Konj. I, die sehr zum Leidwesen der Sprachpfleger und Puristen kaum ausrottbare Neigung, ihn, wo immer das möglich ist, durch die /hätte-wäre-würde/-Formen zu ersetzen, all das ratifiziert den prekären Ort der flexivischen Konjunktivformen im System *und* in der Logik des Erwerbs.

Ungeklärt, aber klärungsbedürftig ist, wie die Besonderheiten der Erwerbslogik mit den diachronen Grammatikalisierungsprozessen in dieser Domäne zusammenhängen. Die grammatikalisierungstheoretische Standarderklärung für den diachronen Prozeß wäre eine Art von Fließbandmodell: der Rückgang des flexivischen Modusystems mit Optativ, verbreitetem flexivischem Konj. etc. führt zu einer stärkeren Grammatikalisierung der Modalverben, die gleichsam

in dem Maße nachrücken, wie flexivische Modalisierung am Ende des Bandes herunterfällt.

Die synchronisch interessante Frage wäre freilich eher, ob man etwas daraus schließen kann, daß die gesprochene Sprache die Modalisierung auf einer anderen, wortnahen Ebene einfriert, während der flexivische Konj. in der Schriftsprache gewissermaßen von der Erwerbsdynamik abgeschnitten ist und als schulisch vermittelte "Bildungsform" mehr schlecht als recht überlebt.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (1985): Zum primärsprachlichen Erwerb der deutschen Modalverben. in: Heintz, Günther & Schmitter, Peter (Hrsg.): *Collectanea Philologica*. Festschrift für Helmut Gipper zum 65. Geburtstag. Band 1, Baden-Baden: Valentin Koerner. S. 15-38.
- Andresen, Helga (1995): Spielentwicklung und Spracherwerb. Flensburg (=Flensburger Papiere zur Mehrsprachigkeit, hrsgg. von Ersnt Apeltauer).
- Auwärter, Manfred (1983): Kontextualisierungsprozesse für Äußerungen bei Kindern unterschiedlicher Entwicklungsstufe. in: Boueke, D. & Klein, W. (Hrsg.): *Untersuchungen zur Dialogfähigkeit von Kindern*. Tübingen 1983: Narr. S. 75-95.
- Bateson, Gregory (1981): *Ökologie des Geistes*. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Becker, Karl Ferdinand (1870): *Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik*. 2 Bde. 2. Aufl. Prag (Reprint).
- Behaghel, Otto (1924 II): *Deutsche Syntax, Band II: Die Wortklassen und Wortformen*. Heidelberg: Winter.

- Blatz, Friedrich (1896 II): Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache, zweiter Band, 3. Aufl. Karlsruhe: J. Lang's Verlagsbuchhandlung.
- Bruner, Jerome S. & Olson, David D. (1978): Symbole und Texte als Werkzeuge des Denkens. in: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 7: Piaget und die Folgen. Zürich: Kindler.
- Buscha, Joachim & Zoch, Irene (1984): Der Konjunktiv. Leipzig: VEB Enzyklopädie.
- Diewald, Gabriele (1993): Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen. in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12. S.218-234.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Tübingen: Niemeyer.
- Diewald, Gabriele (1998): Die Modalverben im Deutschen. Habil. Univ. Erlangen-Nürnberg. Manuskript.
- Dittmar, Norbert & Reich, Astrid, eds., (1993): Modality in language Acquisition. Berlin: de Gruyter
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriss der deutschen Grammatik. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Givon, Talmy (1989): Mind, code, and context. Essays in pragmatics. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Karmiloff-Smith, Annette (1992): Beyond modularity: A developmental perspective on cognitive science. Cambridge, Mass.: MIT.
- Kasper, Walter (1987): Semantik des Konjunktiv II in Deklarativsätzen des Deutschen. Tübingen: Niemeyer (RGL 71).
- Lehmann, Christian (1991): Strategien der Situationsperspektion. in: Sprachwissenschaft 16,1. S. 1-26.
- Lehmann, Christian (1995): Thoughts on grammaticalization. München, Newcastle: Lincom.
- Lötscher, Andreas (1994): Der Konjunktiv II bei Modalverben und die Semantik des Konjunktiv II. in: Sprachwissenschaft 16. S. 334-364.
- Paul, Hermann (1920): Deutsche Grammatik, Bd. 4. Halle a.S.: Niemeyer.
- Pellegrini, Anthony D. (1985): Relations between preschool children's symbolic play and literate behavior. in: Galda, L. & Pellegrini, A.D. (eds.): Play, language, and stories. Norwood, N.J.: Ablex. S. 79-98.
- Peters, Anne M. (1983): The units of language acquisition. Cambridge: CUP.
- Piaget, Jean (1975): Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde. Stuttgart: Klett.

- Plank, Frans (1981): Modalitätsausdruck zwischen Autonomie und Auxiliartät. In: Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980, hrsg. von Inger Rosengren. Lund. S. 57-72.
- Ramge, Hans (1987): Quantitative Beobachtungen zur Ontogenese der Modalverben im Deutschen. In: Oksaar, Els, Hrsg.: Soziokulturelle Perspektiven von Mehrsprachigkeit und Spracherwerb. Tübingen: Narr, S. 127-157.
- Scheerer, Eckart (1993): Orality, literacy, and cognitive modelling. Berichte aus dem Oldenburger Institut für Kognitionsforschung, Nr. 13.
- Skinner, B.F. (1957): Verbal behavior. New York: Meredith.
- Steinberg, Danny D. (1993): An introduction to psycholinguistics. London, New York: Longman.
- Stern, Clara & Stern William (1928): Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. 4. Aufl. Leipzig: J.A. Barth.
- Wunderlich, Hermann (1901): Der deutsche Satzbau. 2 Bde. Stuttgart: Cotta Nachfolger.
- Wygotski, Lew Sem. (1980): Das Spiel und seine Bedeutung in der psychischen Entwicklung des Kindes. in: Elkonin, D.B.: Psychologie des Spiels. Köln: Pahl-Rugenstein. S. 441-465.